

Kapitel IV

Ein Unglück – oder: Wenn es die Falschen trifft

Sei nicht einer von denen, die mit ihrer Hand haften und für Schulden Bürge werden: Denn wenn du nicht bezahlen kannst, so wird man dir dein Bett unter dir wegnehmen.

Sprüche Salomos 22, 26f.

I

Der Bürgermeister hatte gut gefrühstückt und befand sich auf seinem Weg zum Amt. Doch er hatte erst wenige Schritte gemacht, da eilte auch schon die Witwe Adam Leitner auf ihn zu. Offensichtlich hatte sie auf ihn gewartet. „Stellen Sie sich vor“, rief sie mit vor Empörung bebender Stimme, „heute Nacht hat jemand mehrere Schaufeln Straßenkot auf meinen Hof geworfen. Aber“, sie blickte den Bürgermeister verschwörerisch an, „ich habe da so meine Vermutung! Doch kommen Sie und sehen Sie sich selbst an, wie es auf meinem Hof aussieht.“

Carl Hofmeister ahnte schon, auf wen der Fingerzeig der Witwe gemünzt sein sollte. Lag sie nicht seit Jahren im Streit mit ihrem Nachbarn Wilhelm Faßbender? Den Ursprung dieser Zwietracht konnte niemand mehr nennen. Vielen schien es als gebe es sie seit Anbeginn aller Zeiten; auf jeden Fall hatte es schon Ärger gegeben, als der Witwe seliger Gatte noch unter den Lebenden weilte. Es waren stets Nichtigkeiten, die den Streit immer wieder entflammten, sei es die Wäsche, die die Faßbenderin direkt am Gartenzaun flattern ließ, sei es die Brombeerranke der Witwe, die ihre Wurzeln in den Faßbenderschen Garten ausstreckte, sei es das laute Grunzen der Schweine auf dem Faßbenderschen Hof, die just dann gefüttert wurden, wenn der Pfarrer sich bei der Witwe zur Vesper einfand, oder seien es Auseinandersetzungen um Weidrechte. Es war eine endlose Geschichte – der Bürgermeister verspürte wenig Neigung sich einzumischen.

Doch Carl Hofmeister wusste, die Witwe war eine ehrbare und fleißige Person. Sie hatte nach dem frühen Tod ihres Mannes den Hof so gut es ging allein bewirtschaftet, hatte allerdings den Ackerbau aufgegeben und nur noch einige Schweine, Ziegen, Gänse und Hühner behalten. Um ihr Auskommen zu sichern, hatte sie Arbeit für einen Verleger aus Mainz angenommen, für den sie in Heimarbeit Wollsocken fertigte. Aber die Geschäfte gingen nicht gut, weil die Konkurrenz in England nach Aufhebung der Kontinental Sperre wesentlich günstiger produzierte, so dass sich Textilien aus dem Großherzogtum immer weniger verkaufen ließen. Das minderte natürlich auch den Verdienst der Witwe Leitner, die trotzdem versuchte allein zurechtzukommen und nicht als Bettelweib durch Mainz zu ziehen.

Die Witwe zog ihn regelrecht auf den Hof, um ihm die Missetat vor Augen zu führen, wo sie doch um peinliche Reinlichkeit auf dem Anwesen besorgt sei. „Gewiss, gute Frau“, sprach der Bürgermeister, „aber wie soll ich herausfinden, wer das getan hat?“ Die Witwe Leitner lief rot an, mit zornbebender Stimme rief sie: „Das ist doch wohl sonnenklar!“ und wies mit dem Finger auf das

Fassbendersche Anwesen. „Halt dein Maul, zänkisches Weib!“, erscholl es von jenseits des Zaunes. Der Bürgermeister machte Anstalten sich zurückzuziehen. Doch noch im Fortgehen rief die Witwe ihm nach: „Wenn mir keiner hilft, dann werde ich mir selbst Recht verschaffen!“

Carl Hofmeister wischte sich den Schweiß von der Stirn. Warum nur musste es solchen Zank im Ort geben. Auf dem Amt angekommen erwartete ihn der Schreiber schon mit einer äußerst heiklen Nachricht. Von der Regierung war eine Verlautbarung eingetroffen, die ihm mit jeder Zeile mehr Sorgen bereitete und den Streit der Witwe Leitner mit ihrem Nachbarn vorerst verdrängte:

An die Bürgermeister der Gemeinden ...

Seine Königliche Hoheit, Großherzog Ludwig von Hessen und bei Rhein hat sich entschlossen, nach dem Ende des Trauerjahres für seinen dahingeschiedenen Vater, den allseits geliebten Großherzog gleichen Namens, seine Ländereien persönlich in Augenschein zu nehmen. So wird er am ... September 18.. den Canton ... aufsuchen, um sich auch hier ein Bild vom Zustand seines Landes zu verschaffen. Die Bürgermeister sind aufgefordert für einen würdigen Empfang und eine einwandfreie Passierbarkeit der Wege Sorge zu tragen. Eine kurze Rast gedenkt Seine Königliche Hoheit in ... und in D. einzulegen.

Darmstadt, den 6. August 18..

Freiherr du Bos du Thil

ausgefertigt Kleinschmidt, Sekretär

Carl Hofmeister las den Brief noch ein zweites und ein drittes Mal. Seine Bestürzung wuchs mit jeder Minute. Keine zwei Monate war Zeit bis zum angekündigten Besuch und was musste nicht alles bedacht werden. Außerdem war Erntezeit und alle Hände würden auf dem Feld benötigt. Wie stellte sich die Regierung in Darmstadt denn eine kurze Rast vor? Sollte es Ansprachen geben? Er wählte den Weg, den er in solchen Fällen stets einschlug – er beauftragte seinen Schreiber ihm einen Plan zu machen. Es war selten, dass Theophil Hufschmid nicht einfach nur zustimmend nickte. Doch diesmal wusste auch der eifrige Schreiber keinen Rat. „Gibt es denn nichts Genaueres?“, wollte er wissen. Doch er wusste, dass es auf diese Frage keine Antwort gab. Schließlich kam ihm ein Gedanke, den er aber klugerweise zunächst für sich behielt. Kaum hatte der Bürgermeister die Amtsstube verlassen, nahm er Papier und Feder und schrieb rasch einen Brief ...

II

Derweil war Carl Hofmeister wieder auf seinen Hof zurückgekehrt. Es war noch zu früh für das Mittagmahl, so dass er sich zu Hedwig setzte, die gerade mit einer Stickerei beschäftigt war. Sie sah von ihrer Arbeit auf – wenn Carl zu dieser

Stunde in die Stube kam, dann hatte er, so hatte sie es in den langen Ehejahren gelernt, etwas auf dem Herzen, was ihn bedrückte. Doch sie drang nicht mit Fragen in ihn; sie wusste, er würde schon von selbst beginnen. Sie täuschte sich nicht, denn nachdem er sich eine Zigarre angezündet hatte, was heftiges Stirnrunzeln seiner Gattin zur Folge hatte, räusperte sich ihr Gatte vernehmlich.

„Heute ist ein Brief der Regierung eingetroffen.“ „Hoffentlich nichts Schlimmes?“, fragte Hedwig besorgt. „Nun, wie man es nimmt“, versetzte Carl, „Der Großherzog wird auf einer Reise durch seine Lande auch unseren Ort besuchen. Das wäre schon schwierig, wenn er mit seiner Kutsche nur einfach durchrollen würde. Aber er will hier auch noch eine kurze Rast einlegen.“ Hedwig runzelte die Stirn. „Und weiter, was steht noch geschrieben?“ Carl schüttelte den Kopf. „Mehr nicht. Man erwartet einen würdigen Empfang und passierbare Wege. Das ist alles.“

„Nun, für den würdigen Empfang könnten wir Frauen und Mädchen schon etwas beitragen“, entgegnete Hedwig voller Eifer. „Sieh, wir nähen Fahnen und Tücher in den Farben unseres Landes, in rot und weiß. Die Fahnen können wir an den Häusern festmachen, und den Mädchen geben wir rot-weiße Tücher, damit sie sie bei Ankunft und Abreise unseres Großherzogs schwenken können. Den Herren des Rates machen wir rot-weiße Kokarden fürs Revers. Und“, sie machte eine kleine Pause, „warum soll nicht unser Kantor mit den Mädchen die Fürstenhymne einstudieren, so dass der hohe Besuch mit Gesang empfangen werden kann. Und für Blumenschmuck sorgen wir natürlich auch.“

Carl blickte nicht ohne Stolz auf seine Gemahlin; gerade in schwierigen Stunden, in denen er kaum einen Ausweg sah, war sie es, die mit praktischen Ratschlägen aufwartete. Aber verwundert war er doch, dass Hedwig die Ideen so rasch einfielen. Als sie sein fragendes Gesicht sah, lachte sie nur. „Lieber Carl, im Orte bleibt doch nichts geheim; ein jeder weiß doch schon, dass der Großherzog kommt. Nun, so konnte ich mir schon meine Gedanken machen.“ Natürlich, dachte sich der Bürgermeister, Alfred war mit der sensationellen Nachricht bestimmt von Haus zu Haus geeilt, während er noch mit Theophil den Brief aus Darmstadt besprochen hatte.

Wie dem auch sei, Hedwigs Vorschlag war gut, und er sah keinen Grund, warum man nicht den Plan zur Ausführung bringen sollte. Trotzdem würde er den Gemeinderat einberufen. Am schwierigsten dürfte es werden, Geldmittel für den festlichen Anlass zur Verfügung zu stellen. Er müsste wohl an die Großzügigkeit seiner Mitbürger appellieren. Er zog sich in sein Kontor zurück und notierte, an was denn so zu denken sei bei einem hochherrschaftlichen Besuch. Bald schwirrte ihm der Kopf und die Augen fielen ihm immer wieder zu.

Schließlich begab er sich in seinen Lehnstuhl und ließ Morpheus freien Lauf. Der war nicht untätig, denn er sandte dem armen Carl einen verstörenden Traum. Der Großherzog zog mit seinem Gefolge heran, als plötzlich das linke Vorderrad der Kutsche in ein Schlammloch geriet und das ganze Gefährt umstürzte. Mühsam kamen der Großherzog und seine Begleitung heraus, waren aber über

und über mit Schlamm bespritzt. Der Schrecken des Bürgermeisters wurde aber noch vervielfacht, als er statt der rot-weißen Farben des Franzosen blau-weiß-rot erblickte und die Mädchen gar die Marseillaise anstimmten.

Als Hedwig ihn zum Mittagessen weckte, war Carl schweißgebadet. „Ach Frau“, klagte er, „dieses Ereignis raubt mir noch den Schlaf. Hedwig lachte. „Den kräftigen Tönen nach zu urteilen hast du tief und fest geschlummert!“ Sie ließ Anna ein frisches Tuch holen, damit der Mann sich die Stirne und den Hals trocknen konnte. „Sieh nicht so schwarz“, versuchte sie ihn zu beruhigen, „vielleicht ist es ja ein gutes Zeichen, dass der Herrscher unseren Ort zu seiner Rast gewählt hat. Vielleicht kannst du ja danach mit Christoph zusammen Wein in bedeutende Häuser in der Residenz liefern. Sei nur schön bescheiden, dann kann Gutes daraus erwachsen.“ Carl brummte darauf etwas Unverständliches und setzte sich an den Tisch, wo an diesem Tag Kartoffelsuppe serviert wurde.

III

Die Nacht war nicht erholsam gewesen. Er war zur „Wolfsstunde“ erwacht und hatte lange über die Vorbereitungen des großen Tages gegrübelt. Erst am frühen Morgen war er wieder eingeschlummert. Er hatte das Gefühl erst wenige Minuten geschlafen zu haben, als Anna mit lautem Ruf hereinstürzte. „Herr Bürgermeister, schnell, die Gevatterin Faßbender ist von der Leiter gestürzt und liegt nun fast tot auf dem Boden! Eilen Sie sich, vielleicht ist es noch nicht zu spät!“ Carl Hofmeister bekleidete sich so rasch es ging und verzichtete auf seine Morgentoilette. Kaum näherte er sich dem Faßbenderschen Anwesen, da hörte er auch schon das laute Jammern und Klagen. Er schob die Menge auseinander und verschaffte sich Platz, um in die Scheune zu gelangen. Noch bevor er sich der armen Frau zuwenden konnte, bellte er förmlich: „Fort mit den Kindern – die haben hier nichts verloren.“ Missmutig trollten sich die Kleinen, war doch dieser Unfall mal etwas Ereignisreiches in ihrem sonst so ruhigen Ort.

Der Bürgermeister beugte sich zu der Gestürzten, die leise stöhnte. Immerhin, tot war sie nicht. Er winkte einige kräftige Burschen heran, damit sie die Frau vorsichtig ins Heu betteten. Doch kaum hatten die Männer den Körper etwas angehoben, da schrie die Verletzte laut auf. Es blieb nichts anderes als sie dort liegen zu lassen, wo sie auf den Boden geprallt war. Er rief Anna zu sich. „Los, eile zum Apotheker, er ist der einzige hier, der etwas medizinischen Verstand hat.“

Carl schickte alle fort, die nicht zum Anwesen gehörten, dann ließ er Wasser für die Arme holen. Während zwei Mägde ihre Herrin so gut es ging umsorgten, fragte er Wilhelm, was denn geschehen sei. „Carl, wenn ich das wüsste. Ich hörte nur einen lauten Schrei – und da sah ich Sophie hier liegen. Na ja, den Rest hast du ja mitbekommen.“ Der Bürgermeister nickte. „Aber wie konnte sie so stürzen, es war hell, sie kannte die Scheune seit Jahren ...“ Er blickte auf die Leiter. „Aber dort, fast ganz oben ist eine Sprosse gebrochen; Sophie muss dadurch abgerutscht sein.“ Die Verletzte ließ eine Art Nicken erkennen.

„Aber die Leiter ist noch gar nicht so alt, sie hat sogar mich, der ich viel schwerer bin, mühelos getragen“, wandte Wilhelm ein. „Lass uns mal nachschauen“, Carl legte die Leiter vorsichtig auf den Boden. „Hier, schau dir das einmal an, die Sprosse ist nur gebrochen, weil sie vorher angesägt war. Aber wer tut so etwas?“ Wilhelms Meine verfinsterte sich: „Wenn dabei nicht die Hexe ihre Hände im Spiel hat ...!“ Carl wusste sofort, wer gemeint war – die alte Witwe Adam Leitner, mit der es vor wenigen Tagen zu diesem heftigen Streit gekommen war. Aber die alte Frau war dazu bestimmt nicht fähig, auch wenn sie gedroht hatte ihr Recht selbst in die Hand zu nehmen. Laut sagte er: „Wilhelm, du weißt, dass das gar nicht sein kann. Aber irgendjemand muss es auf Sophie abgesehen haben.“ Wilhelm Faßbender schüttelte seinen Kopf. „Nein auf mich, denn normalerweise schaue ich morgens auf dem Speicher nach dem Rechten. Nur heute musste ich mich noch um unsere Gänse kümmern, so dass Sophie ...“ Er vollendete den Satz nicht.

„Wilhelm, wer sollte euch beiden denn nach dem Leben trachten? Die paar Streitigkeiten mit eurer Nachbarin sind doch nicht der Rede wert! Ah, da kommt der Apotheker!“ Friedrich Rehbacher kniete sich ohne Zögern neben der Verunglückten nieder, tastete hier, tastete dort und fragte, wo es besonders schmerze. Er zog seine Taschenuhr hervor und zählte die Pulsschläge, fühlte an der Stirn, ob die Frau Fieber habe und wandte sich dann an Wilhelm Faßbender. „Deine Frau hat Glück gehabt, Wilhelm, sie hat sich nur ein paar Knochen gebrochen. Das wird verheilen – sie ist ja noch jung. Aber das wird schon ein paar Wochen dauern. Ich werde so gut es geht die gebrochenen Stellen schienen. Trotzdem sollte ein Medicus aus Mainz nach ihr schauen. Frau Sophie, es wird jetzt wehtun, wenn wir Sie auf eine provisorische Trage legen. Aber nur wenn Sie auf Ihrem Bett liegen, kann ich Sie auch versorgen.“

Der Bürgermeister wandte sich ab, er konnte das Stöhnen und die unterdrückten Schmerzensschreie nicht ertragen. Während er so dastand, trat die Witwe Adam Leitner neben ihn. In der Hand hielt sie einen Topf, aus dem es sehr verführerisch roch. „Ich habe gedacht, ich bringe nach diesem schrecklichen Ereignis dem Mann etwas Warmes zu essen, wo doch die Frau Nachbarin jetzt die ganze Zeit liegen muss.“ Carl lächelte. Sollte das der Beginn einer Aussöhnung zwischen den Nachbarn sein? Er ging mit der Witwe in die Faßbendersche Stube, wo Wilhelm, den Kopf in die Hände gestützt, saß und mit leerem Blick gegen die Wand starrte. „Komm, Wilhelm, iss etwas. Wenn Friedrich fertig ist, werden wir auch versuchen Sophie etwas Warmes einzufloßen.“

Langsam erwachte Wilhelm Faßbender aus seiner Starre. Er nahm den ihm dargereichten Teller und löffelte schweigend seine Suppe. Bald setzte sich der Apotheker dazu. „Wilhelm, du darfst dich jetzt nicht in trübe Gedanken versenken. Deine Kinder und der Hof brauchen dich!“, mahnte er. „Sophie wird auch nicht schneller gesund, wenn du dich deinem eigenen Schmerz hingibst.“ Währenddessen nahm die Witwe auf der Bettkante bei der Unglücklichen Platz und gab ihr etwas von der Suppe zu essen. Leise murmelte Sophie „Danke“ und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Dann fielen ihr die Augen zu und sie sank

in einen leichten Schlummer. Ganz unbemerkt von den drei Herren, die am Tisch saßen, hatte sich die Witwe wieder entfernt. Aber Carl war guter Hoffnung, dass das Unglück doch etwas Gutes haben könnte, wenn sich die Nachbarn versöhnten.

IV

Als die Herrenrunde sich zu gewohnter Stunde zusammenfand, war das Unglück, vor allem aber das Rätsel der angesägten Sprosse, einziger Gesprächsgegenstand. Niemand konnte sich vorstellen, wer eine solche Missetat begangen haben mochte. An einen Streich dummer Jungen mochten die Herren nicht glauben; trotzdem hatten alle Väter im Ort ihre Buben am Ohr gezogen und sie peinlich befragt. Doch keiner bekannte sich schuldig oder wurde bis über beide Ohren rot. Auch den Kübel Mist, der im Hof der Witwe Leitner ausgeleert worden war, konnte sich niemand erklären. Selbst mehrere Schoppen vom Guten riefen keine Geistesblitze hervor.

Zum Schluss empfahl der alte Becker in den nächsten Nächten Wachsamkeit. „Wenn wir eine Wache aufstellen, dann wird uns der Fisch schon ins Netz gehen!“ So beschloss man also und trug den Knechten der Höfe auf, jeweils zwei Stunden in der Nacht durch den Ort zu gehen und die Augen offen zu halten. Sie sollten stets zu zweit unterwegs sein und einen kräftigen Knüppel zur Hand zu haben. Doch nach mehreren Nächten hatte sich immer noch nichts Verdächtiges gezeigt. Auch der Gendarm aus der Stadt, der den Fall aufnehmen sollte, fand keinen Anhaltspunkt, wer der Urheber dieser perfiden Tat gewesen sein mochte. Allerdings machte er auch keinen sehr hellen oder gar interessierten Eindruck.

Am folgenden Tage wandten sich die Herren des Rates bei ihrer Sitzung wieder der vor ihnen liegenden Herausforderung, dem Besuch des Großherzogs, zu, da zur Ursache des Unglücks wieder nichts Neues entdeckt worden war. Eigentlich hätte nun die Gemeinderechnung als Erstes besprochen werden müssen. Doch die Vorbereitung des großen Ehrentages forderte einige rasche Entscheidungen. Gegen die Stimme des Schmiedes, der seine übliche Kritik an der Gemeinderechnung vortragen wollte, wurde dieser Punkt zurückgestellt. Er könne ja, ließ sich der Lindenwirt vernehmen, seine Kritik schriftlich einreichen.

Der Schmied murmelte etwas von „Unterdrückung“; doch keiner reagierte darauf. Der Bürgermeister schilderte die Vorschläge seiner Gattin, unterließ es aber – mit etwas schlechtem Gewissen – auf ihre Urheberschaft zu verweisen. Die Vorschläge fanden beifälliges Gemurmel. Auch der, nun aber Carls eigener, Gedanke, dem hohen Gast einen Krug mit Wein aus dem Ort zu überreichen, wurde zustimmend aufgenommen. Schwieriger gestaltete sich die Verköstigung. Wie lange würden die Gäste wohl bleiben und wo sollten sie ihr Mahl einnehmen? Natürlich kam ihnen sofort der Lindenwirt in den Sinn – aber seine Speisen waren nun nicht gerade besonders präsentabel. Man beschloss – die Angelegenheit zu vertagen. „Das müssen wir ja nicht heute entscheiden“, meinte Jean Becker.

„Wichtiger scheint mir nun der Zustand unserer Hauptgasse – von Straße kann man ja wohl kaum reden. Hätten wir uns damals, als nach der großen Not vor mehr als fünfzehn Jahren überall die Wege macadamisiert wurden, beteiligt, hätten wir keine Sorgen.“ „Hätte, hätte, Eimerkette!“, rief der Schmied dazwischen. „Aber die Herren haben ja immer nur auf ihren Geldbeutel geachtet, wenn wir einfachen Leute gebeten haben, doch unsere Wege zu verbessern. Wir haben keine Karren, die uns trocken über den Schlamm bringen.“ „Hoho hört nur unseren Jakobiner“, entgegnete der alte Becker, „jeder ist seines Glückes Schmied!“

Der Bürgermeister hatte Mühe, das Gelächter im Raum zu bändigen. „Es bringt nichts, in der Vergangenheit zu wühlen. Kommen wir doch zur Sache zurück! Ich schlage vor, dass wir kurz vor der Ankunft unseres Landesherrn ordentlich Sand aufbringen und ihn so gut es geht feststampfen.“ „Und wer bitteschön ist wir, vielleicht auch die Herren des Rates?“, ließ sich der Schmied vernehmen, was große Unruhe unter den Herren auslöste. „Aufwiegler“, „unerhört“, „was hat das Subjekt hier zu suchen“ waren noch die mildesten Beschimpfungen. „Jeder Haushalt wird dazu beitragen“, verkündete der Bürgermeister und schloss die Sitzung, da die Herren schon unruhig darauf warteten, in die Gaststube zu gehen. In geselliger Runde, natürlich ohne den Herrn Malcontent, ließen sie ihrem Unmut über dessen Verhalten, freien Lauf. Da Unmut nur mit Schoppen zu ertragen ist, hatten die Herren Mühe am späten Abend sicheren Schrittes heimzukehren.

V

Einige Tage waren vergangen, da empfing Alfred den Bürgermeister mit der geheimnisvollen Bemerkung, ein besonderer Gast sei gekommen und warte im Dienstzimmer. Wer mochte das sein – üblicherweise kamen doch nur die Leute aus dem Ort zu ihm? Seine Überraschung war groß, als er beim Eintreten wiederum Friedrich Waller entdeckte, der junge Mann erinnerte ihn nur zu sehr an das ungelöste häusliche Problem. Hoffentlich ging es jetzt nicht um die Tochter.

Der Gast erhob sich bei Eintritt des Bürgermeisters. „Gott zum Gruß, Herr Hofmeister!“ „Gott zum Gruß“, erwiderte dieser, „was verschafft mir die Ehre Ihres erneuten Besuches? Aber bitte, setzen Sie sich doch.“ Friedrich nahm Platz und räusperte sich. „Nun“, begann er (so fangen alle Brautwerbungen an, dachte Carl, aber er sollte sich täuschen), „ich habe gehört, dass Seine Königliche Hoheit D. mit ihrem Besuch beehren will.“ Carl nickte: „Da haben Sie recht, in wenigen Wochen ist der große Tag für unseren Ort. Aber woher wissen Sie von diesem Ereignis und was haben Sie damit zu tun?“

Friedrich lächelte. „Nun, da ich viel herumkomme, höre ich auch viele Neuigkeiten (ob Charlotte? – Carl mochte diesen Gedanken gar nicht zu Ende führen). Die Reise des Großherzogs ist nun auch kein Staatsgeheimnis. Sie ist sogar im Großherzoglich Hessischen Regierungsblatt annonciert. Ich hatte die Ehre und das Vergnügen zwei solcher Besuche im Starkenburgischen, während

ich bei meinen Eltern weilte, zu erleben. Vielleicht kann ich der hiesigen Gemeinschaft mit meinen Eindrücken von diesen Tagen behilflich und nützlich sein.“ Innerlich frohlockte Carl Hofmeister, könnte ihm der junge Handlungsreisende doch manch guten Ratschlag geben. Doch er wollte gar nicht erst Hoffnungen in jener anderen Sache beflügeln, also antwortete er gemessen: „An den Erfahrungen anderer Orte ist der Bürgermeister von D. natürlich sehr interessiert.“ Trotzdem war es ihm nicht ganz geheuer, dass der junge Mann ganz aus freien Stücken den Weg ins Amt gesucht hatte. Gewiss war der Gedanke einen günstigen Eindruck beim Vater der Angebeteten zu erwecken nicht von der Hand zu weisen.

Friedrich berichtete also in kurzen Zügen, was er seinerzeit gesehen hatte. Manches war so abgelaufen, wie sie es in D. auch beabsichtigten. Interessant war der Hinweis, dass der Landesherr ein kleines frugales Mahl bevorzuge („er isst gerne kräftige Suppen“) und mit seiner Begleitung auch in einem einfachen Wirtshaus Platz nehme. Der Bürgermeister atmete hörbar erleichtert auf. „Es gibt aber,“ fuhr Friedrich fort, „eine gewisse Komplikation. Sie wissen sicher, dass die Großherzogin fernab vom Hof in Jugenheim lebt.“ Carl nickte: „Das wird so berichtet, ja.“

„Daher ist die Großherzogin bei diesen Reisen nie dabei – es gibt einen gewissen Freiherrn ...“, doch Friedrich konnte den Satz nicht beenden. „Bitte keine Einzelheiten“, unterbrach ihn Carl. „Gewiss, gewiss“, beeilte sich der junge Mann zu sagen. „Die Abwesenheit der Großherzogin bedeutet jedoch nicht, dass sich keine Dame an der Seite des Großherzogs befindet. Gegenwärtig hat er eine Liaison mit einer jungen Schauspielerin vom Darmstädtischen Theater.“ Carl runzelte die Stirn. Er konnte sich schon die Reaktion des Pfarrers ausmalen. Aber so ging es eben bei Hofe zu – nicht nur in Darmstadt.

„Bedauerlicherweise erwartet unser Landesherr, dass seiner Geliebten der gleiche Respekt entgegengebracht wird wie seiner Gemahlin. Mehr kann ich Ihnen dazu leider nicht sagen“, setzte der junge Mann fort. „In den anderen Orten hat man in den sauren Apfel beißen müssen. Die ‚Dame‘ fand dort stets einen Platz an der Seite seiner Hoheit.“ Der Bürgermeister runzelte die Stirn; also würde er wohl auch so zu handeln haben. Er dankte seinem Gesprächspartner und geleitete ihn zur Tür: „Das war alles sehr hilfreich für mich, haben Sie Dank, dass Sie sich die Mühe gemacht habt – wenn Sie Ihr Weg wieder nach D. führt, so sind Sie auf dem Amt gerne gesehen (aber nicht in meinem Hause, dachte Carl im Stillen).“

VI

Am anderen Morgen empfing ihn Hedwig schon mit den Worten „was hast du denn Interessantes mit dem Herrn Waller zu besprechen gehabt“? Carl Hofmeister zuckte zusammen. „Woher weißt du das? Ich habe niemandem davon erzählt, und der junge Mann kam doch nur aufs Amt.“ Hedwig lächelte: „Du hast ja auch sehr vorsichtig gehandelt – aber mancher im Ort hat den jungen Turnbruder wiedererkannt. Wen auf dem Amt sollte er wohl aufsuchen, wen kennt er dort denn schon? Offenbar nur dich und ...“ Sie ließ den Satz

unvollendet. Aber Carl ahnte, wer sich hinter dem ‚und‘ verbarg, und bekam einen hochroten Kopf.

„Nein, nicht was du denken magst. Er wusste Nützlichliches über den Besuch unseres Herrschers zu berichten.“ „Ach ja“, antwortete Hedwig, „und deswegen kam er so mir nichts, dir nichts hereinspaziert?“ Carl zuckte mit den Schultern. „Vielleicht wollte er bei mir für gut Wetter sorgen, aber ich habe ihm keine Hoffnungen gemacht!“ Er versuchte das Gespräch in andere Bahnen zu lenken: „Wie geht es denn Sophie Faßbender?“, fragte er mit unschuldiger Miene. „Nicht gut, die Genesung will nicht recht vorankommen. Sie ist natürlich deswegen schwermütig; aber irgendetwas anderes bedrückt ihre Seele. Sie jammert über die Kosten für den Medicus, der einmal die Woche erscheint, und der Mittel, die ihr der Apotheker zur Linderung der Schmerzen gibt.“ „Ja herrscht denn Knappheit im Faßbenderschen Hof?“, fragte Carl. Doch Hedwig zuckte nur mit den Achseln. „Ich weiß, dass Sophie etwas auf der Seele lastet, aber sie frisst den Kummer in sich hinein.“ Aber solange weder die Frau noch ihr Mann ein Sterbenswörtchen darüber verloren, was es mit den Sorgen auf sich habe, konnte der Bürgermeister gar nichts unternehmen.

Wie dem auch sein mochte, die Vorbereitung des hohen Besuchs duldete keinen Aufschub. Er ging aufs Amt und hieß Theophil mitzukommen. Gemeinsam machten sie sich auf zum Lindenknecht, um den Empfang der hohen Gäste, die Speisenfolge und die Sitzordnung zu besprechen. Zur Speise hatte man eine deftige Kartoffelsuppe mit Wursteinlage für die Herren und eine Rinderbrühe für die Damen gewählt. Dazu sollte es den besten Schoppen des Hauses – wie zufällig geliefert von der Weinhandlung Hofmeister – geben. Danach waren selbstgebackene Kuchen vorgesehen sowie ein Brantwein für die Herren und Kaffee für die Damen. Zur Zierde sollten Fruchtteller auf die Tische gestellt werden.

Der Tisch für den Großherzog würde in der Mitte des Raumes stehen, neben dem Herrscher waren Plätze für seine Favoritin, den Präsidenten du Thil, den Erbgroßherzog sowie den Bürgermeister und den Pfarrer. Sollte Letzterer sich wegen moralischer Bedenken sträuben, könnte der Ratsälteste seinen Platz einnehmen (zum Glück war dies nicht der Schmied). Die weiteren Tische folgten in abgestufter Reihenfolge, wobei gemischte Tische für die Damen der großherzoglichen Begleitung und die Gattinnen der wichtigsten Persönlichkeiten des Ortes etwas abseits (um dem Zigarren- und Pfeifendunst zu entgehen) aufgestellt werden sollten. „Mein lieber Theophilus, zeichne unsere Vorkehrungen auf einen Plan, damit an besagtem Tage alles seine Ordnung hat.“ Der Bürgermeister verabschiedete sich vom Lindenknecht, nicht ohne ihm einzuschärfen, dass dieser Tag größte Bedeutung für den Ort habe. „Lass das Käthchen am Herrschertisch servieren, seine Jugend wird unseren Großherzog gewiss erfreuen. Aber sie soll sich ihr bestes Kleid anziehen – wo sie solches nicht hat, kann sie sich gewiss im Ort etwas ausleihen.“

Nun lag noch eine große und schwierige Aufgabe vor ihm – die Rede. Bei dem Gedanken daran lief ihm der Schweiß den Rücken herunter. Wie müsste er den

Großherzog ansprechen (mit seinen Titeln oder nur als Herrscher, vielleicht auch Landesherr? Welches Attribut wäre geeignet, gnädig, huldvoll, gerecht, weise, treusorgend? Sollte er auch die Favoritin begrüßen – und wie hätte er sie anzusprechen? Wen aus dem Ort sollte er namentlich benennen? Wie lang durfte seine Rede sein? Sollte er den Wunsch nach einer gepflasterten Straße gen Mainz erwähnen? Wann sollte er mit seiner Rede beginnen?

Jetzt hätte er gut den Friedrich Waller an seiner Seite gebrauchen können. In den nächsten Tagen beschrieb und zerriss er einen Bogen nach dem andern, weil ihm schon der Beginn seines Textes nicht gelingen wollte und der Tag rückte unaufhaltsam näher. Für seine Familie war Carl Hofmeister nur schwer zu ertragen; er stampfte auf den Boden, fluchte und schlug auf die Platte seines Schreibtisches, dass Hedwig um das Mobiliar fürchtete. Charlotte wiederum sah die Mühen des Vaters nicht so sehr bedrückend, hatte er jetzt doch keine Zeit an diese grausame Hochzeit zu denken.

VII

Auf seinem Gang zum Amt traf Carl Hofmeister auf Hochwürden Fresenius. Er schilderte ihm seine Vorkehrungen und seine Absicht den Pfarrer an den Tisch des Großherzogs, „zusammen mit besagter Dame“ wie er sich ausdrückte, zu platzieren. Der Pfarrer reagierte schmallippig. Es sei eine große Bürde, die ihm da auferlegt werde, müsse er doch der Sünde ins Gesicht schauen. „Aber“, so setzte er mit salbungsvoller Stimme fort, „für das Wohlergehen unseres Ortes muss ich dieses Opfer wohl bringen.“ Innerlich lächelte der Bürgermeister, wusste er doch, wie geschmeichelt der Gottesmann war, dass er am ersten Tische Platz nehmen sollte.

Das ermunterte Carl, nach dem Zustande der Familie Faßbender zu fragen. Der Pfarrer blickte ihn durchdringend an. „Ihr wollt doch wohl nicht, dass ich das Beichtgeheimnis verletze?“ „Gott bewahre“, antwortete Carl schnell, „aber Ihr seid doch häufiger dort und wisst wie es vor allem um Sophie steht.“ Das war eine ziemlich mühsame Einleitung, doch die Antwort des Pfarrers half ihm weiter. „Die beiden haben sich sehr verändert, das kann man schon sagen. Der Mann macht sich lauter Vorwürfe, dass er eigentlich auf die Leiter hätte steigen sollen, seine Frau aber an seiner Statt gestürzt sei. Die Frau leidet wiederum unter den Selbstvorwürfen ihres Mannes. Immerhin hat die Sache ein Gutes – der Streit mit der Nachbarin scheint zum Erliegen gekommen zu sein.“

Carl dankte, wünschte einen guten Tag und ging nachdenklich weiter. Was wohl die Frauen im Ort vom „Opfer“ des Pfarrers halten mochten. Er konnte sich ausmalen, wie Hedwig daheim die Bigotterie des Geistlichen anprangern würde, der doch stets den sittlichen Lebenswandel predigte. Aber auch Hochwürden sei vom Laster der Eitelkeit eben nicht frei. Eigentlich wollte Carl heimgehen, um sich wieder an seine Rede zu setzen. Doch als er am Pfarrhaus vorbeikam ...

... erwartete ihn schon ganz aufgereggt Alfred, neben sich Liese, die Magd vom Faßbenderschen Hof. „Herr Bürgermeister, es steht schlecht um Frau Sophie. Liese erzähl du!“ Carl hängte seinen Hut an den Haken und ermunterte die junge

Magd alles zu erzählen. „Also heut Nacht, Herr Bürgermeister, hat die Herrin ganz plötzlich geschrien. Wir, also der Jakob und ich, sind in ihre Kammer gelaufen, wo der Herr neben dem Bett gekniet hat. ‚Sie hat das Fieber bekommen‘ murmelte er. Wir haben ihre Stirn befühlt – sie war ganz heiß. Seitdem liegt sie in einem fiebrigen Schlaf. Jakob hat den Apotheker geholt, der versucht hat mit Kräutersaft die Hitze aus ihrem Körper zu holen. Aber es ist nicht besser geworden. O Herr im Himmel, sei unserer Herrin gnädig!“ Alfred musste sie stützen, damit sie nicht zu Boden sank.

Carl nahm sich seinen Hut, reichte Liese den Arm, um ihr Halt zu geben und machte sich auf zum Faßbenderschen Anwesen. Dort hatten sich schon viele versammelt, auch der Pfarrer, der eben noch ahnungslos gewesen schien. Der Apotheker war gerade bei der Kranken, so dass die Übrigen sich in die Küche begeben hatten. Wilhelm saß, den Kopf in die Hände gestützt, am Tisch und sagte ein ums andere Mal „Es ist alles meine Schuld!“ Carl trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. „Beruhige dich Wilhelm, es war ein anderer, der die perfide Falle aufgestellt hatte.“ Mit einem herausgestoßenen „nein!“ verbarg Wilhelm den Kopf noch tiefer.

Endlich kam der Apotheker heraus. „Es sieht nicht gut aus. Sie hat sich eine Infektion zugezogen, vermutlich das Wundfieber. Die Hitze hat den Körper fest im Griff. Ihr Puls ist ganz schwach und sie liegt im Dämmer Schlaf. Ich glaube, Ihr solltet jetzt besser zu ihr gehen“, wandte er sich an den Pfarrer. Doch bevor der den ersten Schritt machen konnte, sprang Wilhelm auf, warf sich über seine Frau aufs Bett und ließ seinen Tränen ihren Lauf. Der Pfarrer hockte sich neben ihn. „Sie müssen jetzt stark sein, denn nur ein Wunder kann Ihre Frau noch retten. Dafür sollten wir gemeinsam beten.“ Er legte seine Hand auf die Stirn der Sterbenden und verharrte im stummen Gebet. Dann segnete er das Öl, das Jakob ihm in einer Schüssel gereicht hatte und strich es über die glutheißen Wangen der Frau. Darauf sprach er die Worte: „Möge der Herr dir mit diesem gesegneten Öl in seiner unendlichen Güte mit dem Heiligen Geiste beistehen.“

Leise verließ er das Zimmer, um den Mann in seiner Trauer ungestört zu lassen. Nach einer Stunde kam Wilhelm wankend heraus. „Es ist vorbei“, sagte er mit tonloser Stimme. Damit überließ er den Leichnam den Frauen zur Waschung und ging auf den Hof, wo er wohl Stunde um Stunde ruhelos umherirrte, laut klagte oder wütend schrie. Bald war er aber nicht mehr zu sehen und man argwöhnte, dass er sich in seinem Kummer selbst etwas antun könnte. Einige wollten ihn suchen gehen, doch Carl hielt sie zurück. „Lasst Wilhelm in seiner Trauer allein!“

Allerdings war Wilhelm Faßbender auch nach zwei Tagen nicht wieder zurückgekehrt. Die Kinder Clara und Hannes waren ganz verstört und saßen oft stundenlang im Heu und hielten sich an den Händen. Die Mägde konnten sie nur mit Mühe dazu bringen, einen Teller Suppe zu löffeln. Die Witwe Leitner schaute ab und zu vorbei und half mit dem Nötigsten so gut es ging. Das Verschwinden des zum Witwer gewordenen Wilhelm Faßbender ließ Schlimmes befürchten.

Als Carl am dritten Tag nach dem Tod der armen Frau das Amt betrat, hielt ihm Theophil einen Brief entgegen, adressiert an den ‚Herrn Bürgermeister‘, aber ohne einen Absender. „Ich habe ihn heute Morgen auf dem Boden gefunden; irgendjemand hat ihn unter der Türe hindurchgeschoben.“ Carl ahnte mit Sorge, was in diesem Brief wohl stehen würde.

Denn inzwischen machte das Gerücht die Runde, dass es um die Faßbendersche Wirtschaft nicht zum Besten bestellt sei. Man sprach von Zahlungsengpässen; aber nach außen hatte Wilhelm Faßbender eine solide Fassade aufrechterhalten können. Hinzu kamen auch einige unschöne Bemerkungen über den Lebenswandel des Hausherrn. Carl hatte Mühe das Gerede zu unterdrücken. „Denkt doch an die Kinder“, beschwor er seine Gemeinde.

Langsam faltete er das Blatt auseinander und begann zu lesen:

Lieber Carl,

wenn du diese Zeilen liest, werde ich schon nicht mehr sein. Ich setze meinem Leben ein Ende, denn ich kann die schwere Schuld, die ich auf mich geladen habe, nicht mehr tragen. Für Sophies Tod bin nur ich verantwortlich. Ich habe Schulden, beträchtliche Schulden aufgehäuft – durch verfluchtes Glücksspiel und den Besuch in üblen Absteigen, um mich kurzer fleischlicher Lust hinzugeben. Diese Schulden konnte ich nicht begleichen, und mit jedem Versuch durch neues Spiel zu gewinnen, bin ich weiter im Schuldensumpf versunken. Schließlich haben mich meine Gläubiger bedrängt, ich solle endlich zahlen. Doch ich hatte nichts – und konnte doch nicht Haus und Hof verpfänden.

Ich mied also die Stadt in der Hoffnung, diese Schmeißfliegen loszuwerden. Doch sie ließen nicht locker. Die erste Warnung war der Unrat, den sie versehentlich auf das falsche Grundstück geworfen haben. Wenig später fand ich einen Zettel mit dem Satz ‚Die nächste Warnung wird nicht so glimpflich sein.‘ Ich wagte mich kaum aus dem Haus heraus. Schließlich habe ich Sophie alles gebeichtet, auch die Besuche im Bordell – sie hat mir alles verziehen. Und dann hat die nächste Warnung nicht mich sondern sie getroffen...

Bitte sei so gut und benachrichtige meinen Bruder im pfälzischen Kandel. Er wird sich um die beiden Kinder kümmern. Er ist unser einziger Erbe, daher fällt ihm auch der Hof zu. Aber darum muss ich mir keine Gedanken mehr machen.

Behaltet mich in der Erinnerung als jenen Wilhelm Faßbender, der einst ein fleißiger Landmann war, bevor auf den Abweg der Sünde geriet.

Wilhelm

Carl legte den Brief betroffen beiseite und bekreuzigte sich. „Ist das ...“, fragte Theophil und erhielt ein stummes Nicken zur Antwort. Die Gerüchte waren wohl keineswegs aus der Luft gegriffen. Aber wer hätte eingreifen können? Wilhelm hätte sich jede Einmischung verboten. Schließlich wandte Carl sich aber wieder dem Nächstliegenden zu: „Er hat seinem Leben selbst ein Ende gesetzt; trotzdem sollten wir ihm ein würdiges Begräbnis zuteilwerden lassen. Lass die Knechte von

den Höfen ausschwärmen, um den Toten zu finden – und kein Wort zu den Mägden oder gar den Kindern!“ Ingeheim machte er sich nun doch Vorwürfe, dass er Wilhelm seinerzeit hatte gehen lassen – aber verhindern können hätte er das schlimme Ende damit sicher auch nicht. Gesenkten Schrittes ging er heim; aber vielleicht war es doch besser wie es gekommen war ...